



Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

ULRICH  
WOELK  
WAS  
LIEBE  
IST

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag



2013

Originalausgabe

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

© 2013 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: Kim Reuter

Gesetzt aus der Janson 10,5/14,5°

und aus der Akzidenz Grotesk BQ

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24949-2

# EINS

DAFÜR, DASS ER EPILEPTIKER IST, hat er seinen Weg gemacht. Er ist sechsunddreißig, promovierter Jurist und hält zehn Prozent der Anteile des elektrotechnischen Familienunternehmens, das sein Großvater in den dreißiger Jahren gegründet hat. Auf dem Markt für Großtransformatoren und Starkstrom-Umspannanlagen ist die Firma weltweit mit Erfolg aktiv. Anlagen der *Ziegler Group* stehen unter anderem in Kanada, Mexiko und Südafrika.

Das sind die Länder, in denen er vor Ort war, was mit seiner Krankheit nicht selbstverständlich ist. Manche Fluggesellschaften verlangen von Epileptikern, dass sie sich vor dem Abflug beim Kabinenpersonal melden. Man möchte während des Flugs keine unliebsamen Überraschungen erleben. Er gibt seine Epilepsie beim Check-in trotzdem nicht mehr an. Durch die Wahl des richtigen Medikaments ist er seit ungefähr zehn Jahren anfallsfrei. In dieser Hinsicht hat er Glück gehabt, denn Anfallsfreiheit wird medikamentös keineswegs bei allen Epileptikern erreicht.

Deswegen beunruhigt ihn das unheilvolle, schwer zu fassende Gefühl, das sich in ihm verdichtet, als er in Berlin vor einem Straßencafé aus dem Taxi steigt. Für Ende Oktober

ist es ungewöhnlich warm und schwül. Der Luftzug eines Busses wirbelt ein paar Blätter über den Gehweg. Irgendetwas geschieht in diesem Moment in ihm. Er spürt einen Druck in der Magengegend und eine unbestimmte, in nichts wurzelnde Angst.

Er lockert den Knoten seiner Krawatte, aber diese Geste, mit deren Beiläufigkeit er sich selbst ein wenig beruhigen möchte, bringt keine Erleichterung. Das vage, vom Bauch aufsteigende Gefühl säuerlicher Wärme lässt nicht nach und auch die unbestimmte Angst nicht, so dass er schließlich denkt: Was, wenn es die Vorahnung eines kommenden Anfalls ist?

Die Tür des Cafés steht offen. Hinter dem Panoramafenster zur Straße lesen die Gäste Zeitung oder beschmieren kleine Brötchen mit Marmelade. Es ist Frühstückszeit. Dass in dem Café gelesen wird, wertet er als Beleg dafür, dass es sich bei den Gästen um besonnene, informierte und letztlich intelligente Mitmenschen handelt. Sollte er einen Anfall haben, wäre das sicher ein Vorteil. Von dem zufällig zusammengewürfelten Straßenpublikum in einer Großstadt wie Berlin lässt sich das wahrscheinlich nicht sagen.

Außerdem könnte der Fußboden dort ein Holz- oder Teppichboden sein und also federnd oder sogar weich im Vergleich zu den harten Betonplatten des Gehwegs. Das Café scheint den Schutz zu bieten, den er braucht, falls es wirklich zu einem Anfall kommen sollte. Ihm bleibt nicht viel Zeit, sich zu entscheiden. Oft vergehen nur Sekunden, bis sich aus der Vorahnung eines epileptischen Anfalls – einer Aura – ein Anfall entwickelt.

Er weiß, welche Optionen er hat und was in seinem Körper möglicherweise geschehen wird, aber *dass* es geschehen könnte, trifft ihn nach zehn Jahren ohne Anfall unvorbereitet und hart. Vielleicht irrt er sich ja. Vielleicht interpretiert er nur die Tatsache fälschlicherweise als Aura, dass der Himmel sich allmählich bewölkt und die Luft drückend wird, so wie es am Morgen in den Radionachrichten, die er im Hotel beim Rasieren gehört hat, angekündigt worden ist.

Das Sicherste wäre es ohne Zweifel, sich sofort hinzulegen, an Ort und Stelle, im Anzug und mit Aktentasche. Auf dem Gehweg liegend könnte er einen Anfall abwarten, ohne durch einen Sturz gefährdet zu sein. Manche Epileptiker, die eine Aura spüren, handeln so. Es ist vernünftig. Die irritierten, befremdeten und vielleicht auch ärgerlichen Blicke von Passanten stören sie nicht. Aber er möchte so nicht mehr angesehen werden. Nicht nach zehn Jahren ohne Anfall. Nicht nachdem er seinen Weg gemacht hat.

Er betritt das Café wie in Trance. Tische, Stühle und der Tresen, an dem Kaffee und Speisen ausgegeben werden, haben nüchterne, funktionelle Formen. Das Licht und die Farben sind warm und freundlich. Er setzt sich auf den ersten Stuhl, den er erreicht, und fühlt sich danach etwas sicherer, auch wenn es nach wie vor möglich ist, dass er das Bewusstsein verliert.

Auren sind nicht eindeutig. Unter medizinischen Gesichtspunkten sind sie kleine Anfälle, begrenzte epileptische Ereignisse, die mal in einen sogenannten Grand-mal-Anfall mit Krämpfen und Bewusstseinsverlust münden, mal aber auch folgenlos abklingen. Während er versucht, die Wahr-

scheinlichkeiten abzuwägen, die für das eine oder andere sprechen, sagt eine Stimme: »Entschuldigung.«

Die Frau, die vor ihm steht, trägt eine verwaschene schwarze Jeans mit ein paar Rissen und darüber ein ebenfalls schwarzes T-Shirt mit einer großen weißen Aufschrift, von der aber nur die Buchstaben IGH zu erkennen sind. Anfang und Ende des Schriftzugs werden von einer abgewetzten Lederjacke verdeckt. IGH – als Jurist assoziiert er RIGHT.

Die Frau ist Ende zwanzig und hat dunkle, kurz geschnittene Haare. Hier und da schießen ein paar eigenmächtige Strähnen hervor. Ihr Gesicht ist schmal, hell. Sie betrachtet ihn irritiert, wie er da im Anzug und mit Aktentasche vor ihr sitzt. Vermutlich ist er nicht der Typ von Mann, mit dem sie üblicherweise zu tun hat. »Entschuldigen Sie«, sagt sie noch einmal, »aber Sie sitzen auf meinem Platz.«

Auf dem Tisch steht eine Schale mit einem zur Hälfte getrunkenen Milchkaffee. Das bemerkt er erst jetzt. Daneben liegt eine aufgeschlagene Ausgabe des *Spiegel* vor einem Aschenbecher mit zwei ausgedrückten Zigaretten.

Er murmelt: »Tut mir leid ... es geht schon wieder.«

Sie sagt: »Stimmt etwas nicht?« Und als er nichts entgegnet und nur eine unklare, halb zustimmende, halb abwehrende Bewegung mit dem Kopf macht, fügt sie hinzu: »Ich bringe Ihnen ein Glas Wasser.«

Wie nahezu alle Epileptiker ist er darum bemüht, seine Krankheit gegenüber anderen zu verbergen. Es gibt zu viele Vorurteile über Epileptiker. Manchmal heißt es, epileptische Erkrankungen seien den Menschen anzusehen, was nicht



stimmt. Oder die Epilepsie wird als eine Form von geistiger Behinderung betrachtet, die auch die Intelligenz begrenzt. Oder man hält Epileptiker für aggressiv und unterstellt ihnen, dass sie besonders häufig psychische Probleme haben bis hin zur Schizophrenie.

All das ist Unsinn. Es gibt keine Belege für irgendeine dieser Behauptungen. Manchmal gibt es Vorerkrankungen des Gehirns, zum Beispiel Tumore, die sowohl für die Epilepsie als auch für psychische oder geistige Probleme verantwortlich sind. Doch die meisten Epilepsien sind idiopathisch – das heißt, es lässt sich keine krankhafte Veränderung des Gehirns feststellen, die als Ursache für die Epilepsie in Frage kommt. In allen Tests erweisen sich die Gehirne idiopathischer Epileptiker als intakt und unauffällig. So ist es auch bei ihm.

Die Frau, auf deren Platz er sitzt, bringt ein Glas Wasser und stellt es vor ihn auf den Tisch. Er bedankt sich.

»Es geht schon wieder.«

»Vielleicht ist es das Wetter«, sagt sie und setzt sich. Als sie sich den Stuhl zurechtrückt, gibt ihre Lederjacke den Blick auf die T-Shirt-Parole frei. Quer über ihrer Brust steht nicht RIGHT, sondern FIGHT!

Allmählich geht es ihm wieder besser. Vielleicht war es wirklich nur das schwüle Wetter. Oder er hat etwas Verdorbenes gegessen, zum Beispiel das Rührei vom Frühstücksbuffet, bei dem er einen Moment gezögert hat. Er atmet durch.

»Ich muss sowieso weiter«, sagt er. »Sie sind mich gleich los.«

Jetzt lacht sie plötzlich, charmant und neugierig, offenbar ist ihr Unmut verflogen: »Wer sagt denn, dass ich Sie gleich wieder loswerden möchte? Wohin müssen Sie denn so dringend?«

Er sagt: »Zum Bundeskanzler.«

»Natürlich!«

Sie denkt, er scherzt mit ihr. Sie denkt, jetzt, da es ihm besser geht, ist es ein Spiel, vielleicht sogar ein Flirt. Sie klappt die *Spiegel*-Ausgabe zu, um zu unterstreichen, dass ihr die Lektüre nicht besonders wichtig gewesen ist – jedenfalls deutet er ihre Geste so. Nach dem Zuschlagen des Magazins sieht er nun dessen Cover, auf dem Adolf Hitler ganzseitig abgebildet ist, groß und frontal. Darunter heißt es: *Die reale Macht des Bösen*. Ist das so? Ist die Macht Hitlers noch real? Oder ist er nur noch eine Horrorfigur aus dem Gruselkabinett der Weltgeschichte?

Sie zündet sich eine Zigarette an und inhaliert tief. Aus der Art, wie sie raucht, schließt er, dass die Mischung aus Selbstliebe und Selbstzerstörung, die sich mit dem Rauchen verbindet, dem Bild entspricht, das sie von sich selbst hat.

»Und was machen Sie beim Bundeskanzler.«

»Ich vertrete ein Unternehmen.«

»Und was wollen Sie? Geld?«

»Ich nicht. Aber Schröder«, sagt er.

Er verträgt es nicht, dass sie raucht, will das aber nicht zugeben. Sie soll sich nicht die Schuld daran geben, dass die Übelkeit zurückkehrt. Um sich abzulenken, konzentriert er sich auf den Anblick unerheblicher Details: die Trinkschale mit den Resten des Kaffees, die weiße Milchglaskugel, die

als Deckenleuchte im Brassieriestil an einer Messingstange hängt, Hitler auf dem *Spiegel*-Cover. Für Hitler und Conti und Brandt und Bouhler wäre er mit seiner Krankheit nicht mehr als eine genetische Fehlerquelle in ihrem wahnhaften Kampf um die »Gesundheit« der Rasse.

Da er nichts mehr sagt, begreift sie, was los ist, und drückt die Zigarette aus.

»Wie idiotisch von mir. Ich wohne hier in diesem Haus. Im dritten Stock. Es gibt einen Fahrstuhl. Irgendetwas gegen Übelkeit habe ich sicher. Vomex oder Ingwertee.«

Kurz darauf stehen sie in ihrer Wohnung. Es ist eine schöne große Altbauwohnung mit hohen Räumen, Stuck, Doppelfenstern mit echten Fensterkreuzen, Dielen- und Parkettfußboden. Eine Wohnung vom Anfang des Jahrhunderts. Aber in den Regalen, auf den Fensterbrettern, in den Ecken auf dem Fischgräten-Eichenparkett liegen und stehen Dinge herum, die in die Gegenwart gehören und nicht in die Vergangenheit: Espressotassen, CDs, Jogging-Schuhe, Taschenbücher, Hanteln, VHS-Kassetten. Dazu kommt eine moderate Unordnung aus geöffneter Post, Zeitungen, Fernbedienungen und Pullovern, die eine etwas faule Kapitulation vor der mischenden Macht des Lebens zum Ausdruck bringt. Man kann mit fünf Kugeln jonglieren, vielleicht auch mit sieben oder neun, aber nicht mit fünfzig oder siebenhundert. So ungefähr ist das Leben: Ordnung halten unmöglich.

Allerdings hat die Vielfalt der Dinge in dem salonartigen Raum ein mächtiges Zentrum: einen schwarz glänzenden, spielbereit dastehenden Konzertflügel. Sogar der geschwungene Korpusdeckel ist aufgestellt.

Sie legt den Schlüssel auf ein Sideboard und zieht ihre Lederjacke aus. Dabei sieht er, dass nicht nur die Vorderseite ihres T-Shirts Träger einer Botschaft ist, sondern auch die Rückseite: LOVE. Fight und Love – das sind die Eckpunkte ihrer T-Shirt-Philosophie. Nicht gerade seine Welt.

Sie streift die Schuhe ab und steht barfuß auf dem alten Eichenparkett. Ihre Zehen sind im selben dunklen Farbton lackiert wie ihre Fingernägel. Sie bittet ihn, einen Moment zu warten, während sie nach dem versprochenen Mittel gegen Übelkeit sucht. Wahrscheinlich keine leichte Aufgabe hier. Es geht ihm inzwischen wieder etwas besser. Die Übelkeit kommt und geht in Wellen, für den Moment hat sie sich gelegt. Vielleicht ist sie nun endgültig vorüber.

Der Konzertflügel ist ein Bösendorfer. Er betrachtet die Tasten, deren schwarz-weiße Abfolge sich im Hochglanzlack widerspiegelt. Das Nebeneinander der schwarzen und weißen Tasten hat eine gewisse Ähnlichkeit mit ihren lackierten Zehennägeln. Er setzt sich auf den Hocker und legt seine linke Hand auf die Tasten. Auf dem Notenbrett steht ein englischer Songtext mit ein paar flüchtigen Akkordnotizen: E<sup>-7</sup>, F<sup>#-7</sup>, später F<sup>#-7b5</sup>, B<sup>7b9</sup>.

Er hat eine Zeitlang Klavier gespielt – zuerst mit Unterricht, dann frei improvisierend. Nach den ersten Grandmal-Anfällen in der Pubertät hat er damit aufgehört. Musik kann anfallsauslösend wirken. Das war vor mehr als zwanzig Jahren. Jetzt ist er seit zehn Jahren anfallsfrei. Vielleicht könnte er also wieder Klavier spielen, ohne die neurologische Balance in seinem Gehirn zu gefährden. Er weiß es nicht.

Er hat jahrelang Phenobarbital genommen, zuletzt 280 Milligramm pro Tag, was aber nicht zu einer vollständigen Anfallsfreiheit geführt hat, so dass er zunächst auf eine Zusatztherapie mit 200 mg Zonisamid umgestellt wurde, von dem er aber schläfrig wurde und gelegentlich Schwindelanfälle bekam. Erst die Umstellung auf Topamax, 250 Milligramm täglich, hat ihn bis heute anfallsfrei gemacht.

Er schlägt den ersten Akkord an. Der Flügel ist präzise gestimmt, was beweist, dass er mehr ist als nur ein imposantes Möbelstück. Der Akkord verklingt weich und warm. E<sup>7</sup> – e-g-h-d. Er hat sich nie bemühen müssen, Akkorde und ihre Erweiterungen zu verstehen. Beim Anblick der Klaviertastatur waren ihm die Zusammenhänge zwischen den Tönen vom ersten Moment an mehr oder weniger klar.

Er schlägt den zweiten Akkord an, dann wieder den ersten, beide im Wechsel und immer sehr leise. Mit der rechten Hand improvisiert er ein paar Verzierungen auf der von den beiden Akkorden aufgespannten Tonleiter, e-Moll dorisch. Seine Finger haben nichts vergessen.

Er schließt die Augen. Daher bemerkt er nicht, dass sie zurückkommt und zuhört, anstatt nach dem Medikament gegen sein Unwohlsein zu suchen. Er bemerkt es erst, als sie zu singen beginnt. Oder besser zu hauchen, aber nicht tonlos, sondern entlang einer Melodie, die auch die Melodie in seinem Kopf ist. *Raindrops on roses, whiskers on kittens ...*

Ihre Stimme gleitet präzise durch die Harmonien. Im dunklen Timbre ihres Gesangs schwingt etwas Geheimnisvolles mit, als seien die Töne spontane Verdichtung ihrer Empfindungen. Sie singt auch den zweiten Vers des Songs,

doch dann nimmt er die Hände von den Tasten, als habe er kein Recht gehabt zu spielen. Sie lehnt im Türrahmen und sieht ihn neugierig und fragend an. Offenbar ist es ihm mit der Musik gelungen, seinem Anzug- und Aktentaschenimage eine neue und unerwartete Facette hinzuzufügen.

Obwohl der Altersunterschied zwischen ihnen nicht erheblich ist, gehören sie offensichtlich unterschiedlichen Welten an. Und auch wenn er allein dadurch, dass er *My Favorite Things* auf dem Klavier spielen kann, noch kaum zu einem Teil ihrer FIGHT- und LOVE-Kultur wird, haben sie jetzt eine Gemeinsamkeit.

Sie kommen nicht dazu, über ihr kurzes spontanes Duett zu reden, weil die Wohnungstür geöffnet wird. Sie hebt überrascht ihre Augenbrauen. Er hat schon angenommen, dass sie nicht allein hier wohnt, das ist mehr oder weniger offensichtlich. Und obwohl es natürlich auch eine *Frau* in ihrem Alter sein könnte, die soeben die Wohnung betritt, sagt ihm sein Gefühl, dass es sich um einen Mann handelt – ihren Freund, mit dem sie zusammenlebt.

Er muss den Kopf ein wenig zur Seite neigen, um am aufgeklappten Korpusdeckel des Konzertflügels vorbei in den Wohnungsflur sehen zu können. Dort stellt sich heraus, dass er mit seiner Annahme im Prinzip richtig liegt. Aber das, was er zu sehen bekommt, birgt dennoch eine Überraschung: Der Mann, der neben ihr auftaucht, ist Mitte bis Ende fünfzig, eher sogar Anfang sechzig. Er trägt eine verwaschene, aber wohl doch sehr teure Jeans, ein hellblaues Pilotenhemd und darüber eine Blouson-Jacke aus weichem fuchsfarbenem Wildleder.

Er küsst sie flüchtig und gewohnheitsmäßig auf die Lippen und sagt: »Hier bist du, Zoe. Ich habe mich gewundert, dass du nicht im Café sitzt. Ich habe ein paar Unterlagen vergessen.«

Zoe heißt sie also. Und der Mann, der vor ihr steht – wenn er nicht ihr Vater ist, wofür dem Kuss nach zu urteilen aber nicht viel spricht –, ist ihr Lebensgefährte. Vorerst hinter dem Klavierdeckel verborgen, betrachtet er ihn. Der Mann ist nicht größer als Zoe, vielleicht sogar ein wenig kleiner. Er wirkt auf eine angenehme und unkomplizierte Weise selbstsicher und arrivierte. So, wie er dasteht, mit leicht hängenden Schultern, strahlt er eine gewisse Gelassenheit aus und die Fähigkeit, sich selbst, den Menschen, der er ist, mit Distanz und Ironie zu betrachten. Er lächelt. Seine Haare sind hellgrau und noch voll, so dass er es sich leisten kann, sie etwas länger zu tragen, als es in seinem Alter üblich wäre.

Sie lebt also mit jemandem zusammen, der ungefähr doppelt so alt ist wie sie. Das gibt es. Er hätte es nur nicht erwartet.

Sie sagt: »Du hättest anrufen können.«

Er winkt ab: »Aber nein, nein, das ist lieb von dir.«

»Piet ... Ich habe nichts vor.«

»Du sollst nicht unter meiner Zerstretheit leiden.«

Seine – also Piets – Artikulation ist ein wenig nachlässig oder vernuschelt. Aber da man sich seinem Charme nur schwer entziehen kann, verzeiht man ihm diese Masche, die es zweifellos ist. Man erlässt ihm einen Teil der Mühe des Sprechens und bürdet sich diesen als Mühe des Hörens auf.

»Und außerdem«, fährt Piet fort und richtet seinen Blick dabei auf den Flügel, »hast du gearbeitet. Ich habe vor der Tür ein paar Takte gelauscht. Du hast ...«

Piet entdeckt ihn, den Fremden am Klavier. Der Ausdruck seines Gesichts verändert sich nur unmerklich, als wäre ihm die zur Schau gestellte Gelassenheit zur zweiten Natur geworden.

»Oh«, sagt er, »du hast Besuch?«

Zoe sagt: »Nein, oder ja ...«

Er nimmt die Situation aus zwei Perspektiven wahr. Einerseits sieht er sich als den Fremden, der kaum ein Recht hat, hier zu sein, und sich ganz den Gepflogenheiten des Hauses und den Regeln der Höflichkeit unterwerfen muss. Doch gleichzeitig fahndet er nach einer Spur von Nervosität in Zoes Verhalten, die er als Beleg dafür werten könnte, dass er als Mann einen Eindruck auf sie gemacht hat, der über den des zufällig in ihrem Leben gestrandeten Hilfsbedürftigen hinausgeht.

»Willst du uns nicht vorstellen, Zoe?«, sagt Piet und behält dabei seine altmodische Art bei, die ohne ein sichtbares Zeichen von Feindschaft ist, als wäre er emotional so pflegeleicht wie ein Golden Retriever. Doch gerade dieses künstliche Gehabe der Harmlosigkeit ist auch beunruhigend. Piets Jovialität könnte ein perfektes Versteck für alle möglichen neurotischen Impulse sein. Ein wenig gedehnt fügt er hinzu: »Ich wusste ja gar nicht, dass du einen neuen ... Begleiter hast.«

Zoe, im Ton leicht gereizt, sagt: »Habe ich auch nicht.«

»*Raindrops on roses*«, sagt Piet so melodios, dass es auch



anzüglich sein könnte, und streicht ihr mit der Hand über die Wange.

Sie wendet sich abrupt um. »Lass das ... Wir sind uns vor einer halben Stunde zum ersten Mal begegnet.«

»Und schon ein Duo ... Das ging aber schnell ...«

»Er ist ein Freund von ... Cora.«

»Ach ja?«

Sie funkelt Piet wütend an und lässt ihre Hand unwirsch durch die Salonluft sausen. »Allerdings!«

Piet kommt auf ihn zu. »Na, dann. Freut mich.«

Zoe sagt: »Ich weiß nicht einmal, wie er heißt! Er war im Café und hatte Schwindelgefühle und Übelkeit. Ich habe gesagt, wir hätten Vomex.«

Die Schwindelgefühle sind so erfunden wie seine Freundschaft mit Cora. Wer ist Cora? Wieso sagt Zoe nicht einfach, was geschehen ist? Sie ist unschuldig. Lügt sie Piet häufig an?

Sie verschwindet im Flur. Piet sieht ihr nach. Er hat einen kleinen Bauch, der sich unter dem Stoff des Pilotenhemds leicht über den Bund der Jeans wölbt und unterstreicht, dass sich seine Eitelkeit – und eitel ist er zweifellos – bereits in einer abgeklärten Phase befindet. Er ist sich seiner eigenen positiven Wirkung hinreichend bewusst und weiß, dass ein paar kleinere Unvollkommenheiten dem Erscheinungsbild eines erfolgreichen Mannes in seinem Alter keinen Abbruch tun.

Er streckt Piet die Hand hin. »Entschuldigung, ich wollte hier nichts durcheinanderbringen. Roland Ziegler.«

Normalerweise denkt er bei sechzigjährigen Männern nicht darüber nach, ob sie möglicherweise gutaussehend oder

sogar sexuell attraktiv sind, aber jetzt tut er es. Kann er sich vorstellen, dass Zoe neben Piet im Bett liegt? Er wischt den Gedanken fort. Es ist das Beste, in der gegebenen Situation so förmlich wie möglich zu bleiben.

»Waren *Sie* das am Piano?«, sagt Piet und fügt mit der leicht anzüglichen Nuance, die er offenbar perfekt beherrscht, hinzu: »Zoe hat ein gutes Gespür für ihre Begleiter ...«

Er ignoriert die Zweideutigkeit. »Ich komme aus Frankfurt und bin für ein paar Tage beruflich in Berlin.«

»Das hier ist ja mehr oder weniger eine Wohnstraße«, sagt Piet und bringt damit zum Ausdruck, dass es in einem Viertel wie diesem beruflich eigentlich nichts zu tun gibt, es sei denn, man wäre Staubsaugervertreter. »Ich dachte, Sie haben Cora besucht.«

Er will Zoe nicht in den Rücken fallen, auch wenn die Lüge unsinnig ist. »Ich habe noch etwas Zeit bis zu meinem Termin.«

»Hoffentlich erholen Sie sich bald wieder«, sagt Piet.

»Erholen?«

»Von Ihrer Übelkeit. Cora sollte sich ein paar Medikamente in den Tresen legen.«

Wenn er sich das jetzt richtig zusammenreimt, dann ist Cora die Betreiberin des Cafés im Erdgeschoss.

»Es geht schon wieder, danke.«

»Zoe ist immer sehr hilfsbereit«, sagt Piet, und auch das klingt, wie alles, was er sagt, zweideutig.

Zoe taucht wieder aus dem Flur auf, in der Hand tatsächlich eine Schachtel Vomex. Betont nüchtern sagt sie: »Ich bringe Sie zur Tür.«

»Gute Besserung«, sagt Piet und lächelt schmal.

Sein Verhalten bleibt undurchschaubar. Er versteckt sich hinter seiner Art und seinem Gestus. So ist es oft, er selbst nimmt sich da nicht aus. Die meisten Männer verdanken ihren Erfolg der Tatsache, dass niemand weiß, wer sie sind – nicht einmal sie selbst.

Er folgt Zoe in den Flur. Sie öffnet die Wohnungstür und gibt ihm die Vomex. Er bedankt sich und würde diesen Dank gerne mit einer Geste unterstützen. Er fragt sich, ob er ein Signal aussenden kann, um ihr zu verstehen zu geben, dass er sie wiedersehen möchte. Doch es ist schwierig, mehr zu sagen als Danke, weil Piet am Ende des Ganges jedes Wort mithört. Sie verabschieden sich. Zoes Blick ist ein wenig verschleiert. Sie sieht durch ihn hindurch. Die Tür schließt sich. Ihre letzte Botschaft ist: FIGHT.

Als er wieder auf der Straße steht, bricht die Sonne durch die Wolken. Grelle Lichtfelder wechseln sich in kurzen nervösen Abständen mit dem vorherigen Grau ab. Der Asphalt wird getönt durch indirekte Einstrahlungen von da und dort aufleuchtenden Fassaden. Er hält immer noch die Medikamentenschachtel in der Hand. Als er sie endlich einstecken will, sieht er, dass eine Nummer darauf notiert ist – eine Telefonnummer mit einer Mobilfunkvorwahl. Zoe hat gekämpft.

## ZWEI

ETWA FÜNFZIG METER von dem Café entfernt, auf der gegenüberliegenden Straßenseite, liegt das ehemalige Verwaltungsgebäude der Ziegler-Elektro-AG. Es ist ein breiter, dreistöckiger dunkelroter Backsteinbau, ein recht typisches Bürogebäude aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Ein paar Stellen des Mauerwerks sind mit silbernen Graffiti-Zeichen besprüht. Die Fenster sind modernisiert worden. Er ist noch nie hier gewesen, und das Gebäude ist auch nicht mehr im Besitz der Familie.

Aber er kennt das Eingangsportal von alten Schwarzweißfotos, die es sowohl im Firmenarchiv gibt als auch in den privaten Fotoalben seiner Großmutter. Das Gebäude hat sich in den vergangenen sechzig Jahren nicht wesentlich verändert. Es gehört jetzt der Stadt Berlin, in den achtziger Jahren ist eine Berufsfachschule eingezogen. Vor dem Eingang ist eine Bushaltestelle. Wahrscheinlich hat man sie für die Schüler eingerichtet.

Nichts, kein Hinweis an der Fassade, kein altes Emblem an der Eingangstür, erinnert mehr daran, dass die Räume, in denen jetzt unterrichtet wird, einmal der Sitz einer elektrotechnischen Firma gewesen sind, die sein Großvater, Her-